

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 9 (1957)
Heft: 26

Artikel: Sterbendes Quartier
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-963651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE WELT IM RADIO

Die glückliche Insel

ZS. So wurde in einer englischen Radiosendung Ceylon bezeichnet, von dem wir hier nicht sehr viel wissen. Aber der Korrespondent des britischen Rundspruchs, G. Priestland, wusste darüber so verlockend zu berichten, dass man gerne mehr erfuhr. Jedesmal, wenn er von Indien einreiste, fand er sich überwältigt von dem grossen Unterschied, der sich ihm gegenüber Indien bot: Die Menschen viel besser ernährt, besser gekleidet, mit besseren Wohnungen, besserer Hygiene, besserer Erziehung, viel freier im Benehmen. Allerdings leidet Indien unter den schwersten Problemen, die sich einem Staate stellen können, während Ceylon mehr Glück hatte und dazu noch eine sehr gute Verwaltung besitzt.

Niemand weiss selbstverständlich, ob dies dauern wird, doch wird jeder Neuankömmling schwerlich annehmen, dass hier etwas fehlgehen könnte. Gewiss hat der frühere englische Einfluss die Richtung gegeben, man spürt ihn noch deutlich in Colombo, der sauberen, gepflegten Hafenstadt, die vor Prosperität berstet. Man sieht fast nur neue Autos, und zwar aller Herren Länder; die Läden der Goldschmiede gehören zu den besten der Welt, denn auf Ceylon werden sehr viele Edelsteine gefunden, besonders Saphire. Auch die allgemeine Atmosphäre ist sehr froh. Die Leute sind alle guter Laune und höflich, und besonders in Colombo gibt es eine Intelligenzschicht, die auch immer für eine ernste Diskussion zu haben ist und sich gerne mit Europäern unterhält. Fährt man nach Kandy, der alten Hauptstadt der Singalesenkönige, glaubt man sich in ein Gebiet unbeschränkter, glücklicher Wohlfahrt versetzt. Hier wächst einfach alles von selbst, besonders in endlosen Reihen die schönen Kokosnusspalmen. Aber auch Tee, Kaffee, Gummi, Kapok, Brotfrucht, Bananen, Ananas und vieles andere gedeiht im Ueberfluss. Das Land scheint vor Ueppigkeit zu explodieren, dass der Eindruck entsteht, die Bewohner müssten diesem hemmungslosen Wachstum mit Gewalt entgegenreten, um nicht die letzten freien Plätze unter der grünen Last verschwinden zu sehen. Doch das trifft nicht zu, denn einzelne Früchte, z. B. der Tee, erfordern viel Arbeit. Das vermag aber den Eindruck nicht zu zerstören, als ob man in Ceylon bloss unter einer Palme zu sitzen und zu warten habe, bis die Früchte von selbst herunterfallen.

Aber auch auf dieser glücklichen Insel darf man nicht allein dem äusseren Eindruck vertrauen. Nur der Südwest-Zipfel ist ein solches Paradies, die sogenannte "nasse Zone", die aber nur den dritten Teil der Insel ausmacht. Der übrige Teil ist trocken. Zwar haben ihn die alten Könige mit kunstvollen Tanks bewässert, aber diese sind seit Jahrhunderten zerfallen und können nur mit grossen Kosten wiederhergestellt werden. Die Trockenheit lässt dort nichts Rechtes aufkommen. Doch wird man sich mit diesem Problem ernstlich befassen müssen, denn die Geburtenziffer ist derart in die Höhe geschneilt, dass unter allen Umständen neues Land urbar gemacht werden muss. Vor 50 Jahren hatte Ceylon nur 3 1/2 Millionen Einwohner, heute aber 9 Millionen, die selbstverständlich alle in der nassen Zone wohnen möchten. Der Bodenpreis ist naturgemäss sehr stark angestiegen.

Hier können sich in der Zukunft erste Schwierigkeiten ergeben. Spannungen sind bereits aus rassenmässigen Gründen entstanden. Die Bewohner der nassen Zone sind meist Singalesen und Buddhisten. Ein kleiner Teil sind Mauren arabischen Ursprungs und ein noch kleinerer christliche, holländische Bürger, zusammen etwa 7 Millionen. Der Rest sind eingewanderte Inder, ca. 2 Millionen. Die englischen Plantagenbesitzer hatten sie aus Südindien herübergebracht, weil die Einwohner viel zu glücklich und zu satt und zu bequem waren, um intensiv zu arbeiten. Die Tamils, wie sie genannt werden, sind anspruchslose Schaffer und halten Disziplin, vermehren sich aber stark, sobald es ihnen

besser geht als im heimatlichen Indien, wo sie nur ein Proletarier sein auf niederster Stufe führen können. Fleissig und intelligent, konnten sie sogar wichtige Staatsposten für sich erobern. Das brachte die Singalesen auf und "fort mit den Tamils" ist heute ein allgemeiner Schlachtruf in diesem Paradies geworden. Auch hier ist der Grundstolz. "Indien hängt über uns wie ein gigantisches Bienenstich, jeden Augenblick ausschwärmen kann", bemerkte ein Singalese.

Auch politisch sehen die Verhältnisse nicht sehr rosig aus. Mit dem neuen Premier Bandaranaike ist ein Mann an die Spitze gelangt, der mit den kommunistischen Staaten, besonders mit Moskau und China, gute Beziehungen unterhalten will. Wird das Paradies kommunistisch? Das dürfte für den Augenblick übertrieben sein. Aber die heitere und vertrauende Mentalität der Singalesen macht sie gegen raffinierte kommunistische Taktiken wehrlos, man kann nur hoffen, dass ihre guten Absichten und Einstellungen gegen jedermann ihnen nicht verhasst werden. Allzu paradiesische Verhältnisse können und müssen ein Volk mit der Zeit sorglos machen. Die Regierung wird sehr vorsichtig das Gleichgewicht beachten und keine Fehler begehen dürfen, der die Kommunisten in der Umgebung des Ministerpräsidenten warten und darauf, um sie für ihre Zwecke auszubeuten.

Von Frau zu Frau

Sterbendes Quartier

EB. Ich arbeite in einem Quartier von Handwerkern. Da gibt es noch eine Menge unrationeller, nicht eben schöner Häuser, es gibt angebaute Werkstätten und Schöpfe, und es gibt Paradiese von Schlupfwinkeln für Kinder. Und in diesen Paradiesen hat man keine Sehnsucht nach "gemachten" Robinsonspielplätzen; denn da hat es Kisten und Bretter und Stangen. Irgendwo steht ein Leiterwagen, und in einer anderen Ecke det man eine Blache. Manchmal verschleichen sie die Handwerker; zerstieben sie und kommen wieder zurück wie die Spatzen.

Da ist auch ein Spezereilädli. Die Inhaber, Mann und Frau, benehmen sich "modern" zu sein. Sie schaffen sich Gondeln an, sie machen Dekorationen und betrachten ihr Werk, ihr modernes Werk, wie sie leben. Und trotzdem bleibt es liebenswürdig altmodisch und dilettantisch. Da spricht man darüber, dass Frau Roth ein Kind bekommen hat und dass es Herr Lämmli nicht mehr lange mache. Und bei Müllers sei ein unvertrauter Mieter eingezogen. Man sagt einander Grüezi, man kennt einander, und wenn man einen Schlosser oder einen Schreiner oder einen Tapezierer braucht, so geht man schnell über die Strasse. Vielleicht brummt er etwas, aber er kommt. In diesem Quartier arbeiten sie zu aber sie haben noch Zeit. Der Mensch ist noch nicht ganz gestorben zugunsten der Arbeitskraft. Man hat noch nicht so rationelle Werkstätten dass man sich einen unrationellen Gang nicht mehr gestatten dürfte.

Es gibt in diesen Häusern keinen Raum, der Unpersönlichkeit gestatten würde. Diese Häuser speien unpersönliche Menschen wieder aus oder sie modeln sie um. Sie drücken ihnen den Stempel einer liebenswürdigen Kleinbürgerlichkeit auf, einer Beschränkung und Beschränktheit ohne Odium, aber auch einer Geborgenheit, die kein neues Haus je wieder bieten können.

Aber dann begann das Sterben. Da war ein dicker alter Dackel und eine ebenso dicke alte Frau führte ihn ein paar Meter spazieren und so dann noch einige Zeit an ihr Parterrefenster angelehnt Morgen für Morgen auf dem Trottoir und betrachtete sich die Vorbeigehenden. Sie wusste, wer alles kommen musste, und die Vorbeigehenden wussten zum Voraus, dass sie da stehen würde. Aber eines Tages waren die beiden weg. Der englische Geraniumstock zwischen den Fenstern und die Vorhänge waren auch weg und die Scheiben wurden blind. Das Sterben zog langsam

Diese Seite stand nicht für die Digitalisierung zur Verfügung.

Cette page n'était pas disponible pour la numérisation.

This page was not available for digitisation.